









**Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung**  
**Landeszeitung für die Provinz Sachsen, für Anhalt und Thüringen.**



276. Halle a. S., Freitag, den 24. November. 1899.

**John Brindman.**  
 Von Heinrich Seidel.

Es ist sonderbar, die Erinnerung an John Brindman ist für mich unweigerlich mit einem Nashornkäfer verknüpft. Das hängt aber so zusammen. Es mag im Jahre 1865 gewesen sein, da ging ich an einem schönen Sommerabend in der guten alten mecklenburgischen Vorderstadt Güstrow aus, um ein Glas Bier zu trinken. Unterwegs fing ich mit einem glücklichen Griff aus der Luft einen umherirrenden Nashornkäfer und nahm ihn mit mir. Als ich in die am Bierdemarkt belegene Bierstube eintrat, sah dort bereits John Brindman, den ich oberflächlich kannte, und nachdem wir uns begrüßt hatten, setzte ich meinen Nashornkäfer auf den Tisch, wo das laubere glänzend hokoladenbraune Thier mit der komischen Gravität solcher großen Käfer eifrig einhermarschirte. John Brindman sah ihm eine Weile mit den schönen, klugen Augen stillschweigend zu, dann sagte er mit der ihm eigenthümlichen Würde: „Ein nobles Thier!“ Ich glaube, es ist nicht ohne Grund, daß ich diese kleine unbedeutende Geschichte behalten habe und nicht ohne sie an John Brindman zu denken vermag. Denn ich bin der Meinung, daß ihm dieser Käfer unbewußt so gefiel, weil er in dessen glänzender Sauberkeit und in der Gravität seines Auftretens ein Abbild seines eigenen Wesens sah. Denn John Brindman war, was man hier zu Lande einen noblen Kerl and in England einen Gentleman nennt. Nichts in seinem Auftreten deutete darauf hin, daß er nur ein armer Schulmeister war, der bei einem Gehalte von zuerst dreihundert und zuletzt siebenhundert Thalern unter Zuhilfenahme des Honorars für unzählige Privatstunden eine sehr große Familie zu ernähren hatte, sondern er sah genau so aus, wie man sich einen armen Schulmeister aus der guten alten Zeit nicht vorstellt. Wäre man ihm in Rostock auf der Straße begegnet, so hätte man ihn wohl für einen Großkaufmann gehalten, dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen. Aus solchen Kreisen stammte er auch her, denn er wurde am 3. Juli 1817 als Sohn eines Rheders in Rostock geboren. Er besuchte dort bis 1834 das Gymnasium, studirte dann ebendasselbst die Rechte und ging später zum Studium der neueren Sprachen und Literaturen über. 1837 bis 38 war er an einer Privatschule thätig und ging dann über England nach New-York, wo er bei einem älteren Bruder ins Geschäft trat und später einige Zeit im Bureau des brasilianischen Gesandten arbeitete, bis ihn das Klimafieber veranlaßte, nach Mecklenburg zurückzukehren. Er übernahm hier, nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, eine Pensionsanstalt in Goldberg, ging 1849 an die Realschule in Güstrow und wirkte dort als Lehrer für neuere Sprachen bis zu seinem Tode.

John Brindman ist jetzt zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode als plattdeutscher Dichter noch lange nicht so bekannt, als er es verdient. Er war sich des eigenen Werthes wohl bewußt, denn ich erinnere mich eines Stohleusfers von ihm, der also lautete: „Ja,“ sagte er einst, „hätt' ich nicht die große Familie und müßt' ich nicht den ganzen Tag Privatstunden geben, da wäre ich schon ebenso berühmt wie Fritz Reuter.“ Und hier haben wir das Schicksal seines Dichterlebens. Von diesem großen Humoristen, dem er vollständig ebenbürtig war, ward er verdunkelt, dieser kam in den Sonnenschein, und John Brindman blieb im Schatten. Um ein Beispiel aus höheren Regionen zu geben, wir hatten ja früher in dem kleinen Weimar Schiller und Goethe neben einander. Diese aber verdunkelten sich nicht, sondern hoben sich aneinander hervor, und schließlich war man froh, „zwei solche Kerle zu haben“. In dem kleinen Mecklenburg dagegen tauchten zwei humoristische Talente ersten

Ranges auf, die leider aber in der Anlage zu gleichartig waren, um in der Gunst des Publikums neben einander bestehen zu können. Die große Menge entschied sich für Fritz Reuter, während John Brindman sich mit einer kleinen Gemeinde begnügen mußte. Die hohe Anerkennung tieferer Kenner der plattdeutschen Literatur hat er jedoch immer befehlen, und besonders Klaus Groth hat mehrfach auf ihn hingewiesen. So schreibt er im Jahre 1876: „John Brindman gehört unter die plattdeutschen Schriftsteller ersten Ranges. In seinem ‚Bagel Griep‘ finden sich Lieder und Romane voll Reiz und Schönheit, sein ‚Kaspar-Ohm un it‘ ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeien darf: man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde wird wachsen in den Jahren.“ Das ist nun auch geschehen, aber viel zu langsam, was um so wunderbarer ist, als „Kaspar-Ohm un it“ ein höchst amüsantes Buch ist und bei jedem Leser, der Sinn hat für humorvolle und charakteristische Darstellung wirklichen und eigenartigen Lebens, ein unvergleichliches Behagen erzeugt. Klaus Groth schrieb die vorhin erwähnten Zeilen zur 3. Auflage, und seitdem sind vierzehn Jahre verfloßen, bis sich der Verleger unter Jagen an dem Erfolg zur 4. Auflage entschloß. Das muß gegenüber einem Werke von einer Vollendung und Eigenart, die in unserer deutschen Literatur leider sehr selten ist, anders werden und länger war es mein Wunsch, soviel in meinen schwachen Kräften steht, dazu beizutragen. Die deutsche Literatur ist merkwürdig arm an humorvollen poetisier- verklärten Darstellungen der Wirklichkeit. Durch unsere meisten in moderner Zeit spielenden Romane von Bedeutung geht ein tendenziöser Zug, man will irgend etwas beweisen, für irgend eine Sache kämpfen oder eine Idee entwickeln. Selbst dem „grünen Heinrich“ des von mir so hoch verehrten Gottfried Keller wackelt ein niedliches pädagogisches Föpichen im Nacken. In unseren Novellen werden psychologische Probleme aufgestellt und seltsame Konflikte gelöst. So entzündende und harmlose Darstellungen wirklichen Lebens, wie zum Beispiel „Stein Beter Christian“, sind auch bei dem vorrefflichen Storm selten. Gustav Freitag verließ den mit „Soll und Haben“ so glücklich eingeschlagenen Weg sehr bald und zog sich in ferne Jahrhunderte zurück. Unser Volk hungert aber nach solchen Darstellungen, das beweist die außerordentliche Verbreitung von „Soll und Haben“, das beweist noch mehr der für Deutschland geradezu märchenhafte Erfolg einer noch dazu im Dialekt geschriebenen Geschichte, wie Fritz Reuters „Stromtid“. Um so mehr ist es verwunderlich, daß das diesem Werke vollkommen ebenbürtige Gegenstück „Kaspar-Ohm un it“ fast unbekannt bleiben konnte. Denn was die „Stromtid“ in unübertrefflicher Darstellung mecklenburgischer ländlicher Verhältnisse bietet, daselbe leistet Brindman, indem er uns die Schifferkreise der alten See- und Handelsstadt Rostock mit ihren wunderlichen Originalen, ihrer Freude und ihrem Leid vorführt. Und wenn es durch die „Stromtid“ weht wie ein Erdgeruch frisch aufgebroschenen Landes und ein Duft nach Heu und reifem Korn, so geht durch „Kaspar-Ohm un it“ ein Hauch von frischer Seeluft und ein leiser Hafengeruch nach getheertem Tauberwerk.

Die Erzählung spielt wie-gesagt in Rostock und zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der Erzähler, der „F“, dem Brindman die Geschichte in den Mund legt, ein Knabe war und mit seinem Ohm, dem Kapitän Kaspar Pött von der „Anna Maria Sophia“, wegen seiner jungshafsten Streiche in allerlei Zermürnisse gerieth. Daher der Titel: „Kaspar-Ohm un it“. Der Kapitän Pött geht allherblich mit einer Ladung von mecklenburgischen Goldreinetten, Gravensteinern und anderen Edelapfeln, die bekanntlich nirgendswo besser gedeihen als am



Meerstrande, nach St. Petersburg, um dann vor Einbruch des Winters mit Hanf und Leinwand, Talg und Lichtern und andern russischen Produkten wieder zurückzukehren. Diese Fahrten werfen ihm einen hohen Gewinn ab, denn, wie er selbst einmal mit einem selbstgefälligen Hinweis auf seine ungemeine Klugheit erzählt, sind die ausgesuchten zwanziglöthigen Bravensteiner, Zarenäpfel genannt, weil sie auf den Tisch des Zaren kommen, dort einzeln 25 Kopeken (80 Pfennige) werth, während er hier den Bauern nur 32 Schillinge (2 Mark) für den ganzen Scheffel zahlt. So lebt er denn mit seiner Frau, die, weil sie die Tante des Erzählers ist, Kaspar-Mähme genannt wird und ein Messiasch spricht, gegen das Präsig seines akademischen Deutsch genannt werden kann, und mit seiner lieblichen Tochter Gretchen-Wäschen (Wäschen = Kousine) im höchsten Wohlstande. Der Hauptcharakterzug Kaspar-Dhms ist neben großer Tüchtigkeit im Berufe und goldener Ehrenhaftigkeit im Handel und Wandel ein geradezu fürchterliches Selbstbewußtsein, das nichts der Günst des Glückes, sondern alles nur der eigenen ungewöhnlichen Klugheit zu verdanken meint, deshalb fordert er die ihm nach seiner Meinung wegen dieser Eigenschaft und wegen seines selbsternobenen Reichthums zukommende Ehrung von Jedermann unerbittlich. Sehr komisch und bezeichnend für ihn ist eine Szene, die er dem Vater seines Neffen macht, als der Junge eben nichts ahnend und seiner Schandthat sich bewußt aus der Schule nach Hause gekommen ist. Kurze Zeit darauf bricht Kaspar-Dhm, braun vor Wuth, ins Haus und beschwert sich unter großem Aufwand von Flüchen und indem er dem Jungen bei dessen Verworfenheit als sichere Zukunft den Galgen in Aussicht stellt, darüber, daß dieser „mordverbrannte Rebeller“ ihn nicht gekriecht habe. Nachdem er eine ganze Weile so gewüthet hat, stellt der Vater endlich die Frage:

„Is de Jung bi Di in Din Hus west?“  
 „Ne, bi mi in dat Hus is er nich west.“  
 „Denn heft Du woll up 'n Süll (Schwelle) vör din Hus-  
 dor: stan?“  
 „Ne, dor herow ik of nich stan.“  
 „Wat! denn heft Du woll vör dat Finster seten?“  
 „Ne, of dat nich!“  
 „Na, wo stümt Du denn egentlich, Brooder?“  
 „Na, wo sal ik denn stan herowen? Du frögt mi am Einn  
 noch, ob ik nich ut de Dachluk keken odder gor up den  
 Schostein stan herow. Up den Armstool sat ik, achter bi den  
 Aben!“  
 „Newerst wenn du up 'n Armstool achter bi den Aben  
 seten heft, Kasper, hett min Junge bi von de Strat ut jo  
 of nich seen künnt!“ röp dor min Dll un lacht sit, dat em de  
 Duf bewert.

Kasper-Dhm nem dat aewerst hellischen krumm und schrey  
 vuller Rasch (Wuth), rage):  
 „Donder un Miren, Brooder! Stan odder nich stan,  
 seen odder nich seen, — der Jonge mot jo Respekt vör dat  
 Hus herowen!“

Und darüber erzürnt er sich mit seinem Schwager und  
 spricht vierzehn Tage lang kein Wort mit ihm.  
 Der Kapitän der „Anna Maria Sophia“, Kaspar Pött,  
 hat außer dem, was zur handwerksmäßigen Ausübung seines  
 Berufes gehört, nichts gelernt und trotzdem, oder wohl viel-  
 mehr gerade deswegen, hat er eine unbändige Hochachtung vor  
 der Wissenschaft, der „Cloquentsch“, wie er sich ausdrückt,  
 während er zugleich nicht umhin kann, auf ihre Vertreter als  
 Hungerleider in seinen Augen dennoch ein wenig mittheilidig  
 herabzusehen. Mit solchen angesehenen Leuten umzugehen,  
 schmeichelt aber seinem Hochmuth sehr, und so ladet er sich  
 gern zum Frühstück den aus „Kuchenjachsen“ stammenden  
 Professor Knallerballer ein, den die gottlose Jugend „Doktor  
 Spirfir“ getauft hat, „wil he so drög un gel as 'n ollen Flic-  
 hiring (Büchling) was, de drie Daq an de Sinn stan hett.“  
 Dann wird mächtig angefahren, denn bei Kaspar-Dhm geht es  
 aus dem Vollen, er hat es ja dazu, und der magere Professor  
 wird genudelt mit holländischem Käse, Muslerichinken, Spick-  
 gans, Neunaugen und Kaviar und muß viel echten Gin und  
 Fattelkann (ein starkes Bier) dazu trinken. Nachher rauchen  
 sie vortrefflichen Knafter von „Nuyter, Nuyter, Zruunter en  
 Zoonen“ und führen gebildete Gespräche dazu. Zu einem solchen  
 Frühstück kommt nun einmal sein Neffe, der eine Bestellung zu  
 machen hat, und nun fällt es Kaspar-Dhm ein, den Jungen von Spirfir  
 examinieren zu lassen. Der gelehrte Universitätsprofessor aber  
 schämt den Jungen zu hoch ein und fragt ihn lauter Dinge, die  
 er nicht heantworten kann. Dem Bengel wird höllisch schweiß,

da er bemerkt, daß sich ein Zornausbruch bei seinem Onkel  
 vorbereitet, allein die Sache kommt anders, den plötzlich prustet  
 Kaspar-Dhm los:

„Herr Professor, nix för ungood, Herr Professor! Fragt  
 Si mi, ik herow Verstand, dat meet jeder een von Rostock bet  
 Petersburg un Batavia; fragt Si min Fru, de hett Verstand,  
 sünt hadd ik er un se mich nich namen; fragt Si den Jungen  
 dor, de hett of Verstand, denn dat is min Sünter Mische er  
 Jonge un hört mit to de Familige. De Jonge kennt zwar  
 sinen Jesum nich, aewerst Verstand hett er doch. Herr Professor,  
 nu will ik Em mal wat seggen. Er mot nich meenen, als ob  
 der Jonge nix nich weeten doon deit. Newerst, Herr Professor,  
 Er frögt em jo immer, wat er nich weet; wenn Er to exan-  
 neren versteht, Herr Professor, wat mi anfängt 'n beten dubi-  
 tanter to warden, so doch Er mi doch mal den Kumplesenzen  
 un frag Er, wat er weet!“

Da bekommt es aber Professor Spirfir mit der Angst und  
 er drückt sich, worauf der Onkel seinen Neffen selbst examinirt  
 und zwar in seemännischen Dingen, welches Examen der Junge  
 herrlich besteht. In der zuletzt zitierten Auslassung des brauen  
 Kapitans wird Batavia erwähnt. Als Kaspar-Dhm noch  
 jünger und unternehmender war, ist er mit der „Anna Maria  
 Sophia“ dort gewesen und hat mächtige Abenteuer erlebt.  
 Diese Fahrt aber, der Glanzpunkt seines Lebens, wird von  
 Manchen angezweifelt und deshalb ist er über diesen Punkt  
 sehr empfindlich, so daß er, als ihn sein Neffe mal untersehens  
 fragt, auf welchem Grade Batavia läge, ihn sehr anschnauzt.  
 Als er dann aber später in Gegenwart dieses seines Neffen  
 dem Herzog von Mecklenburg, mit dem ihn der Zufall in  
 Doberan zusammenführt, die Geschichte dieser Fahrt erzählt,  
 wie er bei dieser Gelegenheit den berüchtigten und gefürchteten  
 Seeräuber Klaaz van Klaazen besiegt hat, dafür in Batavia  
 hochgehört worden ist und auf des Generalfstatthalters Staats-  
 elephanten geritten ist, da glaubt der Junge endlich fest an  
 diese Geschichte und bekommt eine große Hochachtung vor den  
 Thaten seines Onkels.

Das Buch enthält eine Fülle scharfummriener Charaktere,  
 die wirklich leben und sich bewegen und von denen jeder seine  
 Sprache spricht.

Köstlich ist z. B. Kaspar-Dhms zimperliche Frau, die ein-  
 mal sagt, als ihr Mann, der alles besser zu verstehen glaubt  
 als andere, sie auf Teufelhol über Land kutschirt hat: „Ich  
 hätte mich so viel geängst davon wäre das Ende weg, und ich  
 hätte mich davon solchen häßlichen Druck vor der Perzkühle,  
 — wenn ich man bloß mich davon meine alten Krämpfen wieder  
 wegtriege, denn schadet es aber Kasping auch gar nich; ich  
 hielt es mich wol aus.“

„Kasper-Dhm und ik“ gehört zu den guten Büchern, aus  
 denen ein frischer Duell von Heiterkeit und Lebenslust strömt.  
 Auch an ergreifenden Stellen ist es nicht arm, besonders in  
 seinem letzten Theile, der in der Franzosenzeit spielt. Aber  
 durchaus frei ist es im Gegensatz zu Reuter von jeder Senti-  
 mentalität, alles ist gesund, frisch und urwüchsig. Auch ent-  
 halten sämmtliche Dialektschriften Brindmans niemals jene  
 nur plattdeutsch geschriebenen, aber hochdeutsch gedachten Stellen,  
 die bei Reuter oft ganze Seiten füllen. Brindman ist stets  
 unbeschreiblich echt und treu in dem durchaus plattdeutschen  
 Grundcharakter seiner Darstellungen. Aus diesem Grunde,  
 weil er dem hochdeutschen Leser weniger entgegenkommt, ist er  
 für diesen nicht ganz so leicht verständlich als Reuter, doch hat  
 man sich erst ein wenig hineingelesen, da überwindet man bald  
 diese kleine Schwierigkeit. Mein vierzehnjähriger Junge, der  
 als geborener Berliner von Haus aus kein Plattdeutsch ver-  
 steht, ist ganz gut mit ihm fertig geworden. Und so rathe ich  
 denn jedem, sich für die Winterabende dies gute Buch einzu-  
 thun. Sofern er Sinn hat für wahren Humor und echtes  
 unverfälschtes Volksthum, wird es nicht bereuen. Der Titel  
 lautet: Kaspar-Dhm un ik. Von John Brindman.

(Nachdruck verboten.)

### Ein Hospitium in Jena im Sommer 1849.

Von einem alten Hallenser Studenten.  
 (Fortsetzung.)

Der Vorsatz war löblich, aber wir hatten unsere Kräfte  
 überschätzt. Als wir nach Dornburg kamen, war die Nacht  
 völlig hereingebrochen, und unsere Füße wollten uns nicht mehr  
 tragen. Dabei ging uns die Erkenntniß auf, daß das Nach-



ager bei „Mutter Grün“, namentlich im leichten Sommeranzuge ohne wärmenden Ueberzieher, doch in der Phantasia angenehmer sei, als in der Realität. Wir erinnerten uns, daß in Dornburg unter dem Namen des „Speziellen“ ein berühmter Studentenwirth hause, an dessen Wirthschaft wir auch zu anderer Zeit nicht würden vorübergegangen sein. Bei diesem beischlossen wir zu übernachten, denn wir hofften, am andern Morgen bei ihm als fremde Studenten mit einer billigen Zecher davon zu kommen. Zu unserem Glücke trafen wir dort nicht, wie wir fast erwartet hatten, Gäste aus Jena und konnten in Folge dessen sofort unser Nachtlager aufsuchen, auf dem wir einen tiefen und stetigen Schlaf thaten, bis uns die hereinfallenden Sonnenstrahlen weckten. Unsere Hoffnung hatte uns nicht getäuscht, wir wurden mit einer billigen Berechnung entlassen, die aber nichtsdestoweniger in unsere Bestände ein tiefes Loch machte.

Der Uebermuth der Jugend ließ uns diesen Uebelstand leicht überwinden. Jubelnd und singend zogen wir das schöne Saalthal aufwärts. Ueber unsern Häuptern thronte die durch Karl August und Goethe berühmte Dornburg, aus der Ferne schaute die durch ihre vortrefflichen Gierkirchen landbekannte Ruintsburg herüber, im Hintergrunde blauten die Berge Jenas, die uns ein Paradies verhießen. Im Porstendorfer Gasthose „Zur weimar'schen Schweiz“ wurde noch ein kleines Frühstück verzehrt und später bei Lößstedt auf grüner Wiese unter schattigen Weiden- und Erlenbäumen eine kurze Rast gehalten, so daß wir gegen Mittag in Jena einzogen, wo wir uns sofort nach dem bekanntesten Frühlingslofale, der weltberühmten „Rose“, begaben. Hier fanden wir ein reges, lustiges Leben. Studenten von allen Farben, hauptsächlich aus Corpsfreisen, erfüllten die mit grünen Birnenbüschen geschmückte und lauschig gemachte Halle des Hofes. Lustige Lieder ertönten, das Zutrinken herüber und hinüber wollte nicht aufhören. Wir wurden als Fremde, da mein Freund unter dem Corps der Sachsen Landsleute fand, freundlich aufgenommen und lernten manchen lieben Kommilitonen kennen. Leider verjaunten wir aber, uns irgendwo fest anzuschließen, so daß wir, als die Stunde des Frühstüppens vorüber war, uns wieder allein sahen. Wir fühlten, da wir unsern Appetit bereits mit den „Schinkenbroden“ und „Fleischklößchen“ der „Rose“ gestillt hatten, kein Bedürfnis, irgendwo anders Mittag zu essen, beschloßen daher, einen Ausflug in die Umgegend zu unternehmen und uns vor allen Dingen Lichtenhain und Pöthenhain mit dem vielgenannten Fuchsthorne anzusehen. Auch hier verlebten wir angenehme Stunden, mußten aber leider die Erfahrung machen, daß, als wir am Abende wieder in die Stadt einwanderten, unsere Kaffe bis auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen war. Dabei brach die Dunkelheit herein und wir hatten immer noch nicht, wie wir in unserer sanguinischen Denkungsweise gehofft hatten, Bekannte gewonnen, die uns ein Nachtquartier boten.

Da kam mir plötzlich ein rettender Gedanke: „Als ich in den Pfingstferien“ — wandte ich mich an meinen Kameraden — „den Kaffhäuser besuchte, machte ich die Bekanntschaft von Jenenser Teutonen, die mich dringend eingeladen haben, sie in Jena zu besuchen. Die Teutonen gehören zwar zur Burschenschaft, sind aber, wie es mir geschienen, nette und anständige Leute. Laß uns sie aufsuchen, bei ihnen finden wir sicher Unterkunft.“ — Da in jener Zeit die studentischen Korporationskreise noch nicht so schroff gegen einander abgefordert waren, wie heut zu Tage, hatte Jener gegen den Vorschlag nicht viel einzuwenden. Wir machten uns auf den Weg nach dem ziemlich entfernten „Goldenen Engel“, wo die Teutonen ihre Kneipe hatten. Als wir über den Holzmarkt schlenderten, — mein Freund war eine kurze Strecke zurückgeblieben — begegneten wir einem Trupp von auswärts nach der Stadt zurückkehrender Studenten. Ich ging, ohne sie weiter zu beachten, an ihnen vorüber, hörte aber bald, daß sie hinter mir mit meinem Corpsbruder in einen lebhaften Wortwechsel gerathen waren. Dies veranlaßte mich, umzuwenden und zu fragen, was da los wäre. Kaum jedoch war meine Stimme laut geworden, so rief mir ein mehr im Hintergrunde Stehender zu: „Deiät Du nicht ? . . .“ — „Das ist mein Name und was wünschst Du noch weiter von mir?“ — „Alter Freund“ — lachte Jener, — „kennst Du mich nicht mehr? Ich bin ja Gr. . .“, der im vergangenen Winter in Halle bei den Sachsen aktiv war.“ — Die Freude des Wiedersehens war aufrichtig, und bald war die Zweisitzigkeit, die zwischen ihnen und meinem Freunde ausgebrochen, beigelegt. Wir erfuhren, daß sie sämmtlich einer Verbindung angehörten, die sich,

weil sie auf der Rasenmühle Kneipe, „Majonia“ nenne und die Farben „schwarz, roth, gold“ als Verbindungsfarbe führe, was aber keineswegs eine Hinneigung zu der Burschenschaft bedeute. „Was wollt Ihr.“ — hieß es, da wir ihnen unsere Absicht, die Teutonen aufzufuchen, mitgetheilt hatten, — „Bei den Burschenschaft? Ihr kommt mit zu uns.“ — Ich wurde sofort von meinem wiedergefundenen Bekannten in Beschlag genommen, mein Freund dagegen einem andern Kommilitonen überwiesen, der ein bequemes Schlafsoffa hatte. So waren wir denn untergebracht und vorläufig aller Noth entgangen.

Der folgende Morgen brachte uns aber doch zu mannigfacher Ueberlegung. So freundlich wir von unsern neugewonnenen Bekannten aufgenommen waren, so konnten wir ihnen doch nicht zumuthen, ihre Fürsorge auf alle Bedürfnisse des Lebens auszubehnen. Außerdem erforderte der Anstand, ihre Gastfreundschaft nicht über die Dauer einiger Tage hinaus in Anspruch zu nehmen. Was aber dann? Wir hatten ja nicht einmal so viel Geld übrig behalten, um die Kosten der Rückreise bestreiten zu können. Auch machten sich bereits die Folgen unserer sorglosen Abreise in Bezug auf Wäsche, Schuhwerk u. dgl. recht unangenehm geltend. Der helle Sommeranzug meines Gefährten war kein Muster der Sauberkeit mehr und auch seine feinen Stiefeln hatten einige bedenkliche Risse bekommen. Nach einer längeren Ueberlegung kamen wir zu dem Endresultate: „Es bleibt nichts anderes übrig, als uns in Jena häuslich niederzulassen, denn dann haben wir Haus- und Kneipenpump, können auch wohl hier oder da eine kleine Anleihe in daarem Gelde uns verschaffen.“ Nach wenigen Wochen mußte dann der Vierteljahreswechsel meines Freundes eintreffen, jedoch wir alles uns Gleiche bringen konnten. — Dem Entschlusse folgte die Ausführung auf der Stelle. Wir mieteten uns am Markte, in der sogenannten „Köhlererei“, eine anständige Studentenwohnung und schrieben sofort an unsere Wirthsleute und Bekannten nach Halle, uns Wäsche, Schuhwerk und andere Bedürfnisse schleunigt hierher nachzusenden. In wenigen Tagen waren wir im Besitze des Gewünschten, jedoch hatte der beauftragte Fuchs meinem lieben Freunde, sei es aus Versehen, sei es aus fuchsischer Tücke, anstatt eines Paares zwei Stiefeln auf einen Fuß geschickt, so daß eine nochmalige Requisition nothwendig wurde. Die Folge davon war, daß wir Zwei nur ein Paar brauchbare Stiefeln besaßen und der Eine zu Hause bleiben mußte, wenn der Andere dasselbe benutzte. Zum Glück dauerte dieser miserable Zustand nur wenige Tage. Auch den Johanniswechsel meines Freundes schickte sein Vater, in wohlhabender und wohlmeinender Art in der Stadt Schmerin, ihm auf seine Bitte noch vor Ablauf des Vierteljahres umzuehrend zu. So waren wir rehabilitirt und konnten die Sache mit ansehen.

Um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, beschloßen wir auf den Rath unserer Freunde, uns auch bei den Universitätsbehörden als Hospitanten anzumelden. Wir gaben uns deshalb zunächst zu dem „Amtmann“, einem würdigen, durch einen gewaltigen Kropf ausgezeichneten alten Herrn, der uns nach einigen Bedenken, daß wir die Cholera nach Jena einschleppen könnten, auf unsere Versicherung hin, daß wir bereits mehrere Tage auf Reisen wären, sein „placet“ für unsern Aufenthalt in Jena ohne Weiteres ertheilte, uns aber zur ferneren Meldung zu dem Rektor der Universität schickte. Als wir zu ihm uns hinbegeben wollten, sahen wir auf dem Markte einen jungen Mann, anscheinend einen Studenten, auf das bezeichnete Haus lossteuern. Mein Freund klopfte ihm, als wir die Thür erreicht hatten, auf die Achsel mit der Frage: „Wohnt hier der Rektor?“ „Bitte, meine Herren, folgen Sie mir,“ lautete die Antwort. „Schon betroffen durch die Anekdote mit „Sie“, die damals unter den Studenten unerhört war, wurden wir ganz niedergeschmettert, als er oben die Thür aufschloß und, indem er uns ersuchte, einzutreten, die Frage an uns richtete: „Was wünschen Sie, meine Herren?“ — Der so jugendlich aussehende Herr war der Rektor der Universität selbst gewesen, dessen Name mir jedoch entfallen ist. Wir storkerten unsere Entschuldigungen, er aber faßte den Vorfall sehr heiter und gemüthlich auf und ertheilte uns sofort die Erlaubniß, uns bis zum Schluß des Semesters in Jena aufhalten und Collegia besuchen zu dürfen. Wie klug wir gethan hatten, wird das Weiteres lehren.

Es folgten nun angenehme und mir in der Erinnerung unvergeßliche Tage. Unsere neuen Bekannten waren prächtige

\*) Später haben die Majonen das eingegangene Corps der Sachsen wieder aufgethan.

**Zeits**, die alles thaten, um uns den Aufenthalt in ihrer Universitätsstadt so angenehm wie möglich zu machen. Die Namen Schumann, Rosen = Runge (Nösch), Mittelhäuser, Heinrich, Keil und Brehm\*) sind mir noch in gutem Andenken, andere, deren Namen mir entfallen sind, stehen in ihrer Persönlichkeit mir noch lebhaft vor Augen. Die Rasen = Riepe auf der Rasenmühle, — sie hausten dort in gutem Einvernehmen mit dem Korps der Thüringer, — wurde bald unser geselliger Vereinigungspunkt, von dem aus wir die Wunder Zenas\*\*) und die Schönheiten seiner Umgebungen kennen lernten. In den Vormittagen wurde zuweilen in dem Kolleg irgend eines berühmten Professors hospitirt, dann ein Frühstück und das Mittagessen genossen, an den Nachmittagen und Abenden trieben wir uns meist, wenn nicht eine gemeinschaftliche größere Spritze gemacht wurde, auf den Bierdörfern umher. Das Leben war dort außerordentlich wohlfeil. Ein Könnchen Lichtenhainer Bier kostete einen Silbergroschen (10 Pfg.), ließ man sich dazu Brod, Butter und Käse (einen sogenannten „Bierhund“) reichen, so steigerte sich der Preis auf zwei gute Groschen (25 Pfg.) — für uns Hallenser ganz unglaublich billige Preise.

(Schluß folgt.)

\* Wegen seiner frappanten Ähnlichkeit mit dem gleichnamigen Feldmarschall führte er den Kneipnamen „Blücher“. — Er erkrankte einige Jahre später auf einer mit seinem Verwandten, dem bekannten Naturforscher Dr. Brehm, unternommenen wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten im Nile.

\*\* „Mons, pons, ara, caput, draco, vulpecula turris, Weigeliana domus, septem miracula Jenae.“

### Allerlei.

**Die geheimnißvolle Patientin.** Wir berichteten vor Kurzem von einem geheimnißvollen Mädchen, das mit einer Schußwunde im Fuße in das Wiener Allgemeine Krankenhaus eingeliefert wurde. Die Fremde schien keine europäische Sprache zu können und machte sich nur durch Zeichen verständlich. Ursprünglich hielt man das Frauzimmer für eine Arabierin, dann für eine Perlerin. Zahlreiche Orientalisten erschienen an ihrem Krankenlager, um ihre Nationalität festzustellen. Bald hieß es, sie sei eine Araberin, bald wieder, sie sei eine Türkin. Die schärfsten Kombinationen scheiterten an dem reservirten Verhalten der Unbekannten, die Alle irrezuführen verstand, mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit, die von rechts nach links schrieb und mancherlei Gewohnheiten zeigte, die für eine orientalische Abkunft sprachen. Nunmehr wurden dieser Lage dem Vorstände des orientalischen Instituts an der Wiener Universität, Professor Dr. Müller, Schriftproben vorgelegt. Der Gelehrte bezeichnete eine dieser Schriftproben als arabisch, während ihm die zweite Schrift völlig unverständlich erschien. Professor Müller machte sich erbötig, die Fremde zu besuchen, und richtete sofort an sie in arabischer Sprache einige Zeilen. Daraufhin fand sich Professor Müller im Bureau des Oberkommissars vom im Polizeidirektionsgebäude ein, wohin die Fremde bestellt worden war. Oberkommissar vom legte dem Professor die von dem Mädchen auf jenen Brief des Gelehrten verfaßte Antwort vor, doch wies diese wieder eine absolut unverkennliche Schrift auf. Es stellte sich heraus, daß die arabische Schriftprobe nicht von der Fremden herrührte, sondern von einem Besucher, der sie ihr gegeben hatte. Das Mädchen verstand keine der orientalischen Sprachen, in denen es von Professor Müller angetredet wurde. Interessant war eine vom Oberkommissar angestellte Probe; es wurden ihr mehrere Gegenstände (Uhr, Schlüssel zc.) gezeigt, die sie dann der Reihe nach in einer von Niemand verstandenen Sprache bezeichnete. Diese Bezeichnungen wurden phonetisch notirt, desgleichen die Zifferbezeichnungen von eins bis zehn und das Alphabet. Als dann dem Mädchen dieselben Gegenstände wieder gezeigt wurden, gab es zum Theile ganz andere Benennungen. Ebenso willkürlich ändert sie ihre Handschrift. Professor Müller verglich diese verschiedenen Schriftproben, aber nicht einmal dieselbe Probe zeigt eine Eindeutlichkeit der Buchstabenformen. Professor Müller erklärte, daß die Perion keine der orientalischen Sprachen sprechen und schreiben könne. Man vermutet jetzt, daß die Fremde, die sich Bablense Senat nennt, eine Sloopin oder Ungarin sei und entweder geisteskrank sei oder Gründe zu einer Simulation habe. Bis auf Weiteres verbleibt sie im Polizeigefängniß, um in der Folge entweder zur Untersuchung ihres Geisteszustandes der psychiatrischen Klinik oder der ungarischen Polizei übergeben zu werden.

Ueber die Landung eines deutschen Luftballons auf französischem Boden erfahren wir folgende Einzelheiten: Der Ballon war von Straßburg i. Elz. zur Beobachtung der Leoniden = Sternschnuppen mit drei Insassen aufgelassen worden und hatte durchweg eine brillante Nachsicht. Im Ganzen wurden 15 Sternschnuppen beobachtet, von denen jedoch nur fünf zu der Gruppe der Leoniden gehörten. Nachdem der Führer des Ballons, Leutnant Hildebrandt,

beschlossen hatte, die Fahrt zu beenden und zur Landung zu schreiten, fiel das Luftschiff bis auf geringen Abstand von der Erde; eine große Stadt kam in Sicht und ein langes Aderland in der Nähe eines Dorfes lud gastlich zur Landung ein. Es wurde daher das Ventil gezogen und wenige Minuten später konnte der Führer in etwa 10 Meter Höhe die Reihvorrichtung in Thätigkeit setzen. Ein sanfter Stoß und die Gondel berührte die Erde. Bald darauf machte der Ballon aber wieder einen Satz und trieb bis zur Höhe von 30 Metern, doch ein zweiter etwas unanfertiger Stoß bewies von Neuem, daß der Korb wiederum die Erde berührte. Nun begann eine Schleifahrt, die den Ballon über Acker, Gärten, Heiden und schließlich in einen 1 Meter tiefen und 3 Meter breiten Bach, die Auronne genannt, führte. Der Korb tauchte in das Wasser unter und nahm eine Unmenge von Schlamm mit. Nachdem der Ballon noch etwa 50 Meter weiter versunken war, leate er sich auf die Seite und landete glücklich mit Hilfe der aus Trancault unweit Dijon zahlreich herbeigeeilten Dorfbewohner. Unter diesen befand sich auch der Pfarrer des Ortes, welcher mit der Handhabung eines Luftballons völlig vertraut war. Inzwischen begaben sich die drei Luftschiffer in den genannten Ort zum Wechsel ihrer durch den Schlamm arg verunreinigten Kleider. Der Umstand, daß sich Leutnant Hildebrandt einige zwar blutende, aber ganz unbedeutende Hautabschürfungen im Gesichte zugezogen hatte, scheint die irrtige Annahme hervorgerufen zu haben, daß einer der Teilnehmer an der Fahrt bei der Landung nicht unerblicklich verletzt worden sei. Die kühnen Luftschiffer fanden bei den Franzosen eine liebenswürdige Aufnahme, zumal sich der Führer des Ballons sofort als deutscher Offizier legitimirt hatte. Bereitwillig wurde beim Verpacken des Ballons geholfen, wie überhaupt in jeder Hinsicht mit jeglicher Auskunst zc. gedient. Nachdem der Ortsvorstand von Trancault noch ein Protokoll über den Hock der Luftreise aufgenommen hatte, traten die kühnen Aeronauten am anderen Tage über Dijon die Rückreise nach Straßburg an.

„Die Mädchen in Honolulu.“ so schreibt ein in Hawaii wohnhafter Deutscher an einen Freund, „sind hübsche, schwarzäugige Persönchen, freilich nicht so elegant und gebildet, wie unsere Damen daheim. Ich spreche natürlich von den Eingebornen. Was mir am meisten an ihnen gefällt, ist, daß sie schwimmen können wie die Fische, und für einen Nidel springen sie jederzeit ins Wasser. Das Auswehen nimmt wenig Zeit in Anspruch. Wenn man einen Nidel ins Wasser wirft, wo es etwa 20 Fuß tief ist, springen sie kopfüber hinein und nach wenigen Minuten bringen sie das Geldstück herauf. Natürlich müssen sie das Experiment sehr oft wiederholen, — für uns ist es ja ein billiges Vergnügen. Eine dieser Ladies fragte mich, ob die deutschen Mädchen auch so viel Geld verdienen mit dem Inswasserpringen.“

### Vom Büchertisch.

— Ballkleider mit halblangen und langen Ärmeln und einseitigem Ausschnitt sind die jüngsten Schooßkinder der Mode. Obwohl die Tansaison noch nicht angebrochen ist, bringt das neueste Heft der Zeitschrift „Wiener Mode“ doch schon zwei solcher reizender Modelle auf dem künstlerisch ausgeführten Umschlag, dessen Rückseite einen in modernem Styl gehaltenen Demichur in seinen Originalfarben zeigt. Das Innere des Heftes birgt eine Menge origineller Straßenkleider und Nachtsachen. Preis 45 Pfg., Abonnement 2,50 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlage der „Wiener Mode“, Wien, IV., Wienstraße 19.

Im Theaterleben unserer Hauptstädte macht sich gleich zu Beginn ein starker und sensationeller Zug geltend; nicht nur daß französische, englische und nordische Stücke oft nicht nur ihren Theil, sondern gar den Löwenantheil vom Repertoire beanspruchen; die illustren Götter aus Süden und Westen geben sich sozusagen die Thürklinken der Garderoben der Wiener und Berliner Theater in die Hand. „Bühne und Welt“ (Otto Elsners Verlag, Berlin) giebt von dieser Internationalität wieder in ihrer 2. Oktobernummer ein recht anschauliches Bild. Die Dufe, die Bernhardt und die Réjane marschiren nebeneinander auf. Letzterer Künstlerin ist eine der bekannten, gediegenen Kunstbelegten und mehrere Terzbilder gemidmet. In dem fesselnd geschriebenen Pariser Saisonbericht Bruno Regolds sind gleichfalls Rollenbilder der Bernhardt, der beiden Coquelin u. A. hervorragender Pariser Bühnenkünstler eingestreut. Den neuesten Jubilar des Burgtheaters, Hugo Thimig, feiert Heinrich Glücksmann als Meister des Humors und charakteristischer Darstellung. Ueber die Leiden des unglücklichen Dänenpuzer auf französischen Bühnen plaudert mit köstlicher Laune Ludwig Parney unter dem Titel: „Der Autor des Hamlet“. Die literarische Bilanz der Goethefeier zieht Heinrich Stümke in seiner kritischen Uebersicht der Goethefest = Literatur von 1899. Die Vellertisch ist mit der padenden, preisgekrönten Künstler = Novelle „Alte Briefe“ von Marie von Ernst reichlich vertreten. Die ständigen Autorien „Von den Berliner Theatern“ und „Bühnentelegraph“ enthalten in reicher Fülle aktuelle Mittheilungen aus dem Bühnenleben. Die wie immer wohlgefügten drei Szenenbilder der heutigen Nummer sind Jbiens romantischem Jugenddrama „Das Fest auf Solhaug“ auf der Stuttgarter Hofbühne entnommen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto Toebe, (Walle a. S.) Leipzigstr. 87.



# Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Meudel-Kleinfels zu Halle (Saale).

## Die Luft in der Ackererde.

(Gleich Antwort auf eine der Redaktion zugegangene Frage.)

Der atmosphärischen Luft kommt im Boden eine doppelte Bedeutung zu: sie übt einen Einfluß auf den Boden selbst und seine Bestandtheile aus, und andererseits hängt das Gedeihen der Pflanzen von der in der Ackerkrume vorhandenen Luftmenge in erheblichem Grade ab.

Ehe wir nun die Erörterung dieser beiden Beziehungen der Luft vornehmen, ist es zum besseren Verständnis der dabei in Frage kommenden Gesichtspunkte nöthig, daß wir uns erst einmal das Verhalten des Bodens zur Luft überhaupt klar machen.

Die Böden zeigen je nach ihrer physikalischen Beschaffenheit ein sehr verschiedenes Luftfassungsvermögen (Luftkapazität), eine Eigenschaft, die mit der Porosität derselben etwa gleichbedeutend ist. Die in dieser Beziehung bestehenden Unterschiede werden durch das Verhältniß zwischen dem Volumen der im Erdreich enthaltenen Hohlräume, der Poren, zu dem Gesamtvolumen ausgedrückt, oder mit anderen Worten: einen je größeren Raum die Poren im Boden einnehmen, umso größer ist die Luftkapazität desselben, und umgekehrt. Nach Professor Wollny, welcher auf dem Gebiete der Bodenphysik so überaus werthvolle Ergebnisse durch seine vieljährigen Untersuchungen zu Tage gefördert hat, schwankt bei trockener Beschaffenheit des Bodens dieses Porenvolumen innerhalb weiter Grenzen, nämlich zwischen 20—85 Proz. Bei einem und demselben Boden ist, theoretisch betrachtet, im trockenen Zustande das Porenvolumen umso größer, je feiner die Bodentheilchen sind. Unter natürlichen Verhältnissen, wie sie in unserem Kulturboden aber allein in Frage kommen, treten diese theoretisch zwar richtigen Gesetzmäßigkeiten in den Hintergrund, weil der Boden, auf dem wir unsere Feldgewächse anbauen, stets größere oder geringere Feuchtigkeit Mengen enthält, die durch ihr Vorhandensein die Porosität in erheblichem Grade abändern. Je mehr der Wassergehalt eines Bodens zunimmt, um so mehr verringert sich auch das Porenvolumen, und zwar je nach dem Wasserfassungsvermögen desselben in verschiedenem Maße. Der Thon und nach ihm der Humus enthalten in feuchtem und nassem Zustande die geringste Luftmenge; je mehr aber die gröberen, sandigen Bestandtheile im Boden zunehmen, um so größer ist der Gehalt desselben an Luft in durchfeuchtem Zustande. Man kann also ganz allgemein sagen, daß die vom Boden eingeschlossene Luftmenge unter natürlichen Verhältnissen um so größer ist, je gröber die Bodenelemente sind und umgekehrt.

Die im Boden vorhandene Luft ist nun einer fortgesetzten Bewegung unterworfen, wodurch ein Austausch der in denselben vorhandenen Luftschichten mit der Atmosphäre zustande kommt. Diese Bewegung der Bodenluft wird verursacht durch Luftdruckschwankungen, durch Wärmeunterschiede zwischen Boden und Atmosphäre und schließlich durch Winde.

Die dabei in Frage kommenden Vorgänge sind nun abhängig von der Durchlässigkeit des Bodens für Luft. Die Luftmenge, welche der Boden hindurchläßt, steht nicht etwa in unmittelbarer Beziehung zu dem oben näher erörterten Porenvolumen, sondern sie hängt im Wesentlichen von der Größe der Boden-Hohlräume (Poren), weil von dieser fast ausschließlich die Widerstände abhängen, die sich dem Luftstrom beim Durchströmen des Bodens in den Weg stellen. Es wird daher die Durchlässigkeit des Bodens für Luft um so geringer sein, je kleiner die Hohlräume in demselben oder, was dem entspricht, je kleiner die Bodentheilchen sind. Am wenigsten für Luft zugänglich ist von allen Bodengemengtheiten im lufttrockenen Zustande der Thon; je mehr der Gehalt desselben an Sand zunimmt, um so durchlässiger für Luft wird er. Je mehr anderer-

seits der Feuchtigkeitsgehalt der Böden zunimmt, um so geringer wird die Durchlässigkeit derselben für Luft, und zwar in umso höherem Grade, als das Wasserfassungsvermögen ein größeres ist. Alle an Thon und Humus reichen Bodenarten werden nach Wollny schon bei einem Wassergehalt für Luft undurchdringlich, der mehr oder weniger tief unter dem Sättigungspunkt gelegen ist, weil wegen Aufquellens der sog. kolloidalen Bestandtheile (gewisser Thon- und Humusstoffe) die Bodenporen sehr stark verengt werden. Diese geringe Durchlässigkeit des feuchten Thonbodens nimmt jedoch zu mit steigendem Sandgehalt desselben. Auch atmosphärische Niederschläge, wenn sie selbst nur die oberen Schichten des Bodens durchfeuchten, können schon den Ein- und Austritt der Luft vermindern, und zwar wird dies auch hier um so stärker in Erscheinung treten, je kleiner die Bodentheilchen sind, je feinkörniger also der Boden ist. Bei sehr thonreichen Bodenarten mit besonders feinkörniger Struktur kann schon bei geringen Niederschlagsmengen durch Sättigung der obersten Schichten, sowie durch Zusammenhängen derselben die Durchlässigkeit für Luft vollständig aufgehoben werden.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen über das Verhalten des Bodens zur atmosphärischen Luft wollen wir uns nun mit dem Einfluß der Luft bzw. des Sauerstoffes derselben auf die Bestandtheile des Bodens und deren Veränderung näher beschäftigen. Es kommen hier hauptsächlich die im Boden vorhandenen organischen Stoffe in Frage, die demselben mit Stall- und Gründünger zugeführt werden, oder die durch die in ihm zurückbleibenden Wurzelreste der abgeernteten Kulturpflanzen sich dort ansammeln. Die Vorgänge der Zersetzung dieser organischen Stoffe lassen nach den Untersuchungen Wollnys im Wesentlichen nach zwei Richtungen Unterschiede erkennen, welche vornehmlich durch die Gegenwart oder Abwesenheit des Sauerstoffes der Luft bedingt sind. Je nachdem der Sauerstoff im Boden in genügender Menge vorhanden ist oder fehlt, unterliegen die organischen Stoffe entweder Oxydations- oder Reduktionsprozessen, in ersterem Falle also Prozessen, bei denen durch Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Luft-Sauerstoffes sauerstoffreiche Verbindungen entstehen, während in letzterem Falle das Gegeuthheil eintritt.

Ist dem Boden, welchen die organischen Stoffe in Gestalt von Stalldünger oder Gründüngungsmasse zugeführt worden sind, eine derartige physikalische Beschaffenheit eigen, daß die Luft ungehindert in denselben eindringen kann, so bilden sich bei der Zersetzung der ersteren Kohlenäure, Wasser und Ammoniak, während andererseits die von der organischen Substanz eingeschlossenen mineralischen Stoffe, die als solche von den Pflanzen nicht ohne weiteres aufgenommen werden können, frei werden und dadurch eine aufnehmbare Form annehmen.

Es entstehen also durch die Zersetzung der organischen Substanz in der angegebenen Richtung, welche Wollny als *Verwesung* bezeichnet, werthvolle aufnehmbare Pflanzennährstoffe, nämlich Ammoniak und assimilirbare Mineralstoffe, während außerdem die dabei gleichzeitig sich bildende Kohlenäure ihrerseits einen günstigen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Acker mittelbar in der Weise ausübt, daß sie die Verwitterung ungelöster, aber löslicher Mineralstoffe fördert. Das bei diesem Prozesse aus den stickstoffhaltigen organischen Substanzen sich abspaltende Ammoniak verbindet sich gewöhnlich sehr bald mit dem Sauerstoff der unbehindert zufließenden Luft erst zu salpeteriger, schließlich zu Salpetersäure; der in dem Ammoniak enthaltene Stickstoff nimmt also sehr bald

dieser Form an, in der er von den Pflanzen als Nährstoff direkt und am schnellsten aufgenommen werden kann.

Vorgängen ganz anderer Art unterliegt nun die organische Substanz im Boden, wenn der Luft- und damit auch der Sauerstoffzutritt in denselben bis zu einem gewissen Grade beschränkt ist oder vollständig aufhört. Während bei Anwesenheit genügender Mengen von atmosphärischem Sauerstoff im Boden die organischen Substanzen (Stall-, Gründünger etc.) unter Zurücklassung der von ihnen eingeschlossenen Mineralstoffe sich größtentheils verflüchtigen (Bildung von Ammoniak, Kohlensäure), wie wir eben gesehen haben, spielt sich bei stark beschränktem Luftzutritt ein Prozeß, Fäulnis genannt, ab, bei dem nur eine verhältnismäßig geringe Menge gasförmiger Stoffe entsteht, die hier in der Hauptsache aus Kohlensäure, Sumpfgas, Wasserstoff, Stickoxyd und freiem Stickstoff bestehen, also — abgesehen von der Kohlensäure — aus Gasen, die einestheils auf die Pflanzen giftig einwirken, und die andererseits in der Form, in der sie entstehen, für die direkte Ernährung der Pflanzen bedeutungslos sind, wie z. B. der freie Stickstoff. Die organische Substanz häuft sich zum großen Theil in Form einer mehr oder weniger dunkelgefärbten Masse im Boden an, die der weiteren Zersetzung sehr stark widersteht, also in einem Zustande verharrt, in dem sie für die Wurzeln unserer Kulturpflanzen unzugänglich ist. Bei der Fäulnis der organischen Substanz im Boden entstehen also nur wenige durch die Pflanzen für ihre Ernährung verwertbare Verbindungen. Von den betreffenden Umbildungen interessieren den Landwirth selbstverständlich in erster Linie diejenigen, welchen die stickstoffhaltigen Stoffe unterliegen. Wir können des beschränkten Raumes wegen auf die Entstehung der verschiedenen Verbindungen hier nicht weiter eingehen, nur sei der Thatsache gedacht, daß Ammoniak nur in geringer Menge auftritt und weiteren Umsetzungen zu unterliegen scheint, im übrigen aber unter den Produkten der Fäulnis sauerstoffarme Verbindungen des Stickstoffs und freier Stickstoff vorhanden sind.

Erwähnt sei auch noch kurz, daß das, was bei dem allmählichen Zerfall der organischen Stoffe entsteht und dementsprechend unansehnliche Veränderungen unterliegt, allgemein als „Humus“ bezeichnet wird. Auf dessen verschiedene Beschaffenheit und seine Entstehung werden wir in einer späteren Abhandlung zurückkommen.

Daß ferner jene Vorgänge, die man als Nitrifikations- und Denitrifikationsprozesse bezeichnet, und die durch die Thätigkeit kleinster Lebewesen hervorgerufen werden, von der Anwesenheit oder dem Fehlen des Sauerstoffs der Luft in

hohem Grade bedingt sind, kann hier auch nur angedeutet werden.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die Entstehung von Eisen- und Mangan-Oxydulen im Boden, Verbindungen, welche als Pflanzengifte wirken, auch nur infolge von Luftmangel bei Gegenwart von organischer Substanz im Boden aus den für Pflanzen vollständig unschädlichen Oxydverbindungen dieser Metalle entstehen.

Wie wir im Anfange unserer Ausführungen bereits nachgewiesen haben, entzieht bei reichlichem Zutritt von Luft in den Boden bei der Zersetzung der Pflanzenreste in demselben in reichlicher Menge Kohlensäure, die ihrerseits auf die Löslichmachung der in ungelöster Form vorhandenen Nährstoffe einen außerordentlich günstigen Einfluß ausübt. Der mit der Luft in die Ackerkrume dringende Sauerstoff fördert aber außerdem überhaupt die Verwitterung und den Zerfall der kleinen Gesteinstheilehen, wodurch die natürlichen Nährstoffquellen für die Pflanzen erschlossen werden.

Was nun den direkten Einfluß der im Boden eingeschlossenen Luft bezw. deren Sauerstoff auf das Leben der Pflanze betrifft, so ist der Thatsache zu gedenken, daß jedes Samen Korn, welches der Mutter Erde anvertraut wird, nur normal keimen kann, wenn ihm genügende Mengen von Sauerstoff bequem zur Verfügung stehen. Der Keimling athmet Sauerstoff ein und Kohlensäure aus. Erst wenn das junge Pflänzchen ergrünt, ändern sich diese Verhältnisse ins Geantheil um: die grüne Pflanze assimilirt bekanntlich bei Belichtung die Kohlensäure der Luft und erzeugt dafür Sauerstoff. Werden daher die Samenkörner in einen verschlossenen, leicht abbindenden Boden gebettet, so wird eine schlechte und unregelmäßige Keimung die Folge sein.

Andererseits ist es eine bekannte Thatsache, daß unsere Kulturpflanzen nur dann kräftig gedeihen und ein starkes Wurzelvermögen ausbilden, wenn in denjenigen Boden-Schichten, in denen sie ihre Wurzeln auszubreiten bestrebt sind, genügende Sauerstoffmengen zu ihrer Verfügung stehen.

Um nun der Luft und mit ihr dem Sauerstoff den Zutritt auch in die tieferen Schichten dauernd zu ermöglichen, damit derselbe seinen günstigen Einfluß auf Boden und Pflanzen ausüben kann, müssen alle diejenigen Maßnahmen der Bodenbearbeitung in verständiger Weise zur Durchführung gelangen, welche eine in dieser Beziehung besonders vortheilhafte Wirkung auf die mechanische Beschaffenheit der Ackererde ausüben.  
Dr. K. Bruhne.

## Ueber die Mittel, auf leichteren Böden stickstoffarme Braugerste zu erzeugen.

Vortrag von Dr. Th. Rem y,

gehalten in der ersten technischen Sitzung der diesjährigen Jahresversammlung der „Versuchs- und Lehranstalt für Brauereien in Berlin“.

Meine Herren, der Braugerstenbau hat im letzten Jahrzehnt die engen Grenzen, welche man ihm früher durch die Bodenverhältnisse gesetzt wähnte, vielfach überschritten. Daß er namentlich mit Erfolg auch auf leichtere Bodenarten ausgedehnt ist, zeigen die Leistungen, welche uns die Mark Brandenburg auf unseren Ausstellungen vor Augen geführt hat. Daß aber die Mark ihr ideales Vorbild, die Provinz Sachsen, noch nicht annähernd erreicht hat, ersehen Sie aus der nachfolgenden kleinen Zusammenstellung, in der sämtliche Gersten der zwei letzten Ausstellungen nach ihrem Eiweißgehalt gruppiert sind:

In Prozenten der ausgestellten Proben zeigten einen Proteingehalt	1897er Ausstellung		1898er Ausstellung	
	Sachsen	Brandenburg	Sachsen	Brandenburg
bis 9 Proz. . . . .	20,8	—	25,7	—
über 9 bis 11 Proz. . . .	60,4	41,2	60,0	41,7
über 11 Proz. . . . .	18,8	58,8	14,3	58,3
Durchschnittlicher Proteingehalt in Prozent der Trockensubstanz . . . .	9,9	11,6	9,8	11,3

Theilen wir die Gersten nach Maßgabe ihres Eiweißgehaltes in drei Gruppen ein, 1. hochedle Gersten mit höchstens 9 Proz. Eiweiß, 2. gute mit 9 bis 11 Proz. und 3. schlechtere

Gersten mit über 11 Proz. Eiweiß, so ergibt sich, daß von den Ausstellungsgersten des Jahres 1897 in der Provinz Sachsen 20,8 Proz., in Brandenburg keine auf die Gruppe der hochedlen entfielen. Auch in guten Gersten übertrifft die Provinz Sachsen die Mark, während bei den schlechteren Qualitäten das entgegengesetzte Verhältnis Platz greift. Genau dasselbe trifft für das Jahr 1898 zu, in welchem Brandenburg wieder keine hochedlen Gersten ausgestellt hatte, während es in der Produktion minderwerthiger Gersten der Provinz Sachsen wieder bedeutend überlegen war. Und endlich ergibt sich auch dasselbe Bild, wenn Sie den durchschnittlichen Proteingehalt zu Grunde legen, der sich in Sachsen auf 9,9 bezw. 9,8 Proz. gegen 11,6 bezw. 11,3 Proz. in Brandenburg belief.

Die Thatsache, daß leichte Böden im Allgemeinen eiweißreichere und härtere Gersten erzeugen, ist danach und nach allen übrigen Beobachtungen garnicht zu bezweifeln. Es ist das an und für sich auffallend; denn die meisten leichten Böden sind durch geringen Stickstoffgehalt und großen Stickstoffhungert gekennzeichnet. Wenn unter diesen Verhältnissen trotzdem stickstoffreiche Gersten erzeugt werden, so ist das auf die hier häufig tödend in die Entwicklung eingreifenden Dürreperioden zurückzuführen. In welcher Weise diese wirken, darauf komme ich gleich noch zurück.

Jedenfalls ist es geboten, die zur Herabsetzung des Eiweißgehaltes der Gersten geeigneten Hilfsmittel auf Sandböden vor allen Dingen anzuwenden. Grundätzlich sind diese Mittel für alle Bodenarten die gleichen, nur kommt es beim Sandboden mehr wie bei anderen Böden darauf an, der geringen wasser



fassenben und wasserhaltenden Kraft durch Anwendung derjenigen Maßnahmen Rechnung zu tragen, welche die Wasserversorgung der Pflanze sicher zu stellen geeignet sind.

Um die Mittel zu dem genannten Zwecke kurz zu kennzeichnen, wähle ich nachstehend einige typische Reihen aus den im Vegetationshaufe des Instituts für Gärungsgewerbe durchgeführten Vegetationsversuchen als Ausgangspunkt der nachfolgenden Darlegungen, wobei ich wohl nicht zu betonen brauche, daß die entwickelten Anschauungen sich auf eine umfassendere Versuchsbasis, deren Wiedergabe hier natürlich unmöglich ist, stützen, die Ertragsangaben beziehen sich in allen Fällen auf 1 Vegetationsgefäß mit 600 qcm Oberfläche.

1. Versuche mit Kali.			2. Versuche mit Phosphorsäure.		
	Ertrag in g	Eiweiß in Proj.		Ertrag in g	Eiweiß in Proj.
a)			a)		
ohne Kali . . .	97	21,2	ohne Phosphor .	165	13,9
mit Kali . . .	137	15,8	mit Phosphor .	167	13,9
b)			b)		
ohne Kali . . .	103	8,5	ohne Phosphor .	115	17,3
mit Kali . . .	106	8,3	mit Phosphor .	167	13,7
3. Versuche mit Magnesia.			4. Versuche mit Wasser.		
	Ertrag in g	Eiweiß in Proj.	Wassergehalt des Bodens	Ertrag in g	Eiweiß in Proj.
a)					
ohne Magnesia .	125	13,0	bei 6-9 Proz. .	36	17,2
mit Magnesia .	142	11,7	bei 9-12 Proz. .	81	13,3
b)					
ohne Magnesia .	128	12,8	bei 12-18 Proz.	134	9,4
mit Magnesia .	128	13,3	bei 18-24 Proz.	119	10,7

Was haben wir zunächst von der Kalidüngung zu erwarten? Ohne Kali wurden geerntet 97 g, mit Kali 137 g pro Gefäß. Der Proteingehalt betrug dort 21,2 Proz., hier 15,8 Proz.; unter dem Einfluß der Kalidüngung wurde er also bedeutend herabgesetzt. Aber das trifft durchaus nicht immer zu. Denn in einem anderen Falle betrug die Ernte ohne Kali 103 g, mit Kali 106 g. Die Eiweißgehalte blieben sich ziemlich gleich, sie betragen 8,5 und 8,3 Proz. Die Kalidüngung setzt also den Eiweißgehalt nur herab, wenn sie gleichzeitig die Entwicklung und die Produktion fördert.

Bei der Phosphorsäuredüngung ist es ebenso. Auf phosphorsäurereichem Boden erhalten wir durch Phosphorsäuredüngung natürlich keine Mehrerträge. So erannen sich z. B. in unserem Falle a die innerhalb der Fehlergrenzen gleichen Erträge von 165 und 167 g. Der Eiweißgehalt erwies sich in beiden Fällen ebenfalls gleich. Auf phosphorsäurebedürftigem Boden wurde der Ertrag durch eine Phosphorsäuregabe von 115 auf 167 g erhöht, der Eiweißgehalt wurde von 17,3 auf 13,7 Proz. herabgesetzt.

Vollständig gleichsinnig ist das Ergebnis der Versuche mit Magnesia, welches bei der Feldkultur allerdings selten unzureichend gegeben ist, aber bei Vegetationsversuchen sehr wohl in zu geringen Mengen vorhanden sein kann. Steigen die Erträge unter dem Einfluß der Magnesiadüngung, dann sinkt der Eiweißgehalt entsprechend; bleibt die Ertragssteigerung aus, dann erweist sich die Magnesia auch rüchichtlich des Eiweißgehaltes als wirkungslos.

Enthielt der Boden 6 bis 9 Proz. Wasser, dann wurden 86 g pro Gefäß geerntet. Steigerte man den Wassergehalt auf 9 bis 12 Proz., so stieg die Ernte auf 81 g. Bei 12 bis 18 Proz. Wassergehalt war für den Boden das Optimum erreicht, wobei der Ertrag auf 134 g stieg. Bei 18 bis 24 Proz. Wasser fand wieder eine Abnahme des Ertrages statt, weil der zu hohe Wassergehalt schädlich für die Entwicklung der Gerste war. Sie setzen bei dem Eiweißgehalt genau die entgegengesetzte Bewegung, solange die Erträge steigen, eine entsprechende Abnahme, bei sinkendem Ertrage eine Zunahme des Proteingehaltes.

Alle diese Erscheinungen sind Konsequenzen eines einzigen physiologischen Gesetzes, des Gesetzes vom Optimum, demzufolge ein gegebener Vegetationsfaktor von den Pflanzen zu um so höherer Produktion benutzt wird, je mehr alle übrigen Faktoren im Optimum gegeben werden. Auf Stickstoff angewendet heißt dies: Wir können durch günstigere Gestaltung der außerhalb des Stickstoffs stehenden Vegetationsfaktoren die Pflanze befähigen, mit einer gegebenen Stickstoffmenge viel, deshalb aber stickstoffarme Erntesubstanz zu erzeugen. Beim Braugerstenbau heißt das aber „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.“

Die Kali- und Phosphorsäuredüngung sind also unter geeigneten Voraussetzungen wichtige Mittel zur Herabsetzung des Eiweißgehalts. Sie wirken aber naturgemäß nur dann, wenn sie im Boden unzureichend gegeben sind. Da dieses gerade für die leichten Böden häufig zutrifft, verdienen sie hier besondere Beachtung. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die günstige Gestaltung einzelner Vegetationsfaktoren nutzlos bleibt, wenn gleichzeitig so und so viel andere im Minimum gegeben sind. So ist es zwecklos, die Kalivorräte des Bodens auf eine für die Erzeugung von 20 Ctr. Gerste ausreichende Höhe zu bringen, wenn die verfügbaren Mengen an Phosphorsäure und Wasser nur für 10 Ctr. ausreichen. Das Bestreben muß also darauf gerichtet sein, alle außerhalb des Stickstoffs stehenden Wachstumsbedingungen der Pflanzen möglichst günstig zu gestalten.

Vor allen Dingen leidet die Mehrzahl der Sandböden in unserem Klima periodisch an Wassermangel, weshalb die Ernten trotz rationellster Kultur oft unerwartet klein bleiben. Da aber die Pflanzen auch unter diesen Verhältnissen die ganze ihnen gebotene assimilierbare Stickstoffmenge, welche für gewöhnlich für höhere Ernten ausreichend bemessen ist, verwerten, so fallen die Ernteprodukte um so stickstoffreicher aus. Je häufiger und tiefer also Dürreperioden während in die Entwicklung der Gerste eingreifen, um so schwieriger wird es, edle, eiweißarme Gersten zu erzeugen. Alle Hilfsmittel, welche diesen Zweck verfolgen, haben unter den in Rede stehenden Voraussetzungen im letzten Grunde auf die Sicherstellung des pflanzlichen Wasserbedarfs abzu zielen.

Da eine direkte Vermehrung der durch das Klima des Standortes unveränderlich gegebenen Wassermengen ausgeschlossen ist, sind wir dabei auf Kulturmaßnahmen angewiesen, welche mittelbar zur Sicherung des für eine normale Entwicklung der Pflanzen erforderlichen Wasserbedarfs beitragen. Als solches Mittel kommt zunächst frühe Saat in Betracht; denn je früher die Aussaat erfolgt, um so mehr kann die Winterfeuchtigkeit für die Pflanzenproduktion nutzbar gemacht werden.

Wenn Sie im Frühjahr gut pflügen, bringen Sie die mit Feuchtigkeit geschwängerten tieferen Bodenschichten nach oben, sie kommen dort mit der trockenen Luft in Berührung und das Wasser verdunstet, d. h. es geht für die Pflanzen verloren. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, die tiefe Bodenbearbeitung vor dem Winter vorzunehmen und sich im Frühjahr auf die Anwendung von Schälflug, Erdfirpator und Egge zu beschränken.

Ferner können Sie durch Bodenlockerung mit Hacke und Egge während der Vegetation sehr bedeutende Wasserverluste verhindern, denn durch die Lockerung wird die Kapillarität des Bodens an der Oberfläche aufgehoben. Die Folge ist, daß das kapillare Aufsteigen des Wassers aus dem Untergrunde gehemmt wird, wodurch die Bodenverdunstung zu Gunsten der für die Pflanzen verfügbar bleibenden Wassermenge herabgesetzt wird.

Endlich ist eine rationelle Düngung, d. i. die Zuführung jener Nährstoffe, die notwendig sind, um maximale Ernten zu erzielen, ein vorzügliches Mittel, die Pflanze zu einer hauswälderischen Wasserverwendung zu befähigen.

Ich habe das hier durch einige Zahlen verdeutlicht. Wenn auf kalidüngerbedürftigem Boden — die Beispiele sind, wie alle hier aufgeführten Zahlen aus unseren Vegetationsversuchen genommen — durch schwefelsaures Kali die Erträge um 15 Proz. gesteigert wurden, wurde die zur Erzeugung einer Gewichtseinheit Pflanzensubstanz erforderliche Wassermenge um 7,2 Proz. herabgesetzt. Als durch Kainit der Ertrag eine Erhöhung um 26 Proz. erfuhr, sank der Wasserverbrauch um 12,9 Proz., und als durch Superphosphatdüngung der Ertrag um 46 Proz. stieg, wurde der Wasserverbrauch um 22,9 Proz.

geringer. Durch Stickstoffgaben wurde der Ertrag um 9 bzw. 15 bzw. 23 Proz. erhöht, und das Wasserbedürfnis sank dementsprechend um 4,1 bzw. 5,5 bzw. 10,5 Proz. Es ist das eine weitere Konsequenz aus dem oben erwähnten Gesetz des Optimums. Der Vegetationsfaktor Wasser wird zu um so höherer Produktion benutzt, je günstiger wir durch die Düngung die außerhalb des Wassers stehenden Produktionsfaktoren gestalten. Das Maß der Wasserersparnis ist abhängig von der Größe der hervorgerufenen Ertragssteigerung. Es wird gleich 0, wenn die Düngemittel nicht mehr wirken, es sei denn, daß

diese Wasser aus der Luft anziehen, wie es z. B. bei einigen Kalifalzen der Fall ist. Diese Wirkungen sind aber nur minimal und kommen der möglichen Wasserersparnis gegenüber auf Grund des erwähnten physiologischen Gesetzes garnicht in Betracht.

Das wäre die erste wichtige Gruppe der Mittel, die geeignet sind, den Eiweißgehalt der Gerste herabzusetzen. Sie alle laufen darauf hinaus, die außerhalb des Stickstoffs stehenden Vegetationsfaktoren möglichst günstig zu gestalten.  
(Fortsetzung folgt.)

### Kleinere Mittheilungen.

**Zu kurz geschnittenes Häcksel als Ursache zur Kolik der Pferde.** Wie leicht zu kurz geschnittenes Häcksel, namentlich von weichem (Hafers-)Stroh Verstopfungs-Kolik bei Pferden hervorrufen kann, zeigen die zahlreichen Fälle, welche Bezirkschierarzt Kolb in Sungenhausen zu behandeln Gelegenheit hatte. Nachdem er lange Zeit über die Ursache dieser Kolikfälle im Unklaren gewesen war, brachte ihn die dreimalige Erkrankung zweier Pferde eines Landwirths innerhalb eines Jahres darauf, seine Aufmerksamkeit auf das aus Heu und Stroh bestehende Kurzfutter (Häcksel) zu lenken; dasselbe zeigte sich von leisehäftlicher Beschaffenheit und wurde von den noch jungen Pferden als ausschließliches Nahrungsmittel häufig und in großen Quantitäten verzehrt. Bei der Beschaffenheit dieses Häckfels fand ein längerer Kauen und eine dadurch bedingte genügende Einspeichelung nicht statt, so daß dieses Futter in einem für die Verdauung nicht genügend vorbereiteten Zustande in den Verdauungskanal kam und sich später als eine nicht vollständig verdaute, zähe Masse im Dickdarm ablagerte.

Der Verlauf der Krankheit ist nach Kolb in der Regel ein schleicher: deartig erkrankte Pferde zeigten oft schon mehrere Tage vor dem eigentlichen Krankheitsausbruch bei gutem Appetit matten Gang und häufige, jedoch nur aus einigen Ballen bestehende Kotentleerung, die sich dadurch erklären läßt, daß im Dickdarm allmählich sich eine Kothsäule bildet, über die noch Futterbrei hinweggeht. Nach und nach übt diese Kothsäule einen immer stärker werdenden Druck auf die Darneinanderungen aus, führt dadurch Unthätigkeit beim Wälgen der betreffenden Darmpartie herbei, und damit ist das Bild der Verstopfungs-Kolik gegeben.

Ist bei einem Pferde Verstopfungs-Kolik eingetreten, so wird es sich unter allen Umständen empfehlen, einen Thierarzt ungesäumt zu Rathe zu ziehen.

Um aber dieser Art Kolik von vornherein vorzubeugen, schneide man den Häcksel nicht zu kurz. Nach Schwarzmeier soll man das Häcksel sogar mindestens 3 cm lang schneiden, wenn es seinem Zwecke entsprechen und nicht nachtheilig wirken soll.

Die sogenannte Strohholik entsteht namentlich auch dann leicht, wenn weiche Stroharten, besonders wenn sie die Dreschmaschine passiert haben, zu Häcksel verarbeitet werden. Auf Grund derartigen Erfahrungen verwendet man daher zu Häcksel mit Vorliebe Roggenstroh, weil es härter ist, obgleich es sonst gerade am wenigsten nahrhaft und verdaulich ist.

**Gerichtsentscheidung, betreffend Weihnachtsgeschenke an das Gefinde.** Das Recht der Herrschaft, Weihnachtsgeschenke an das Gefinde im Falle der Aufhebung des Dienstvertrages durch Schuld des Gefindes zu widerrufen, ist nicht nur für das erste Dienstjahr gegeben, sondern erneuert sich in jedem folgenden Jahre für die Geschenke des Jahres. So hat die 2. Civilkammer des Landgerichts I in einem Streitfall entschieden, der von den „Bl. für Rechtspsf.“ mitgetheilt wird. In den Gründen des Urtheils heißt es u. A.: Die Gefindeordnung vom 8. November 1810 geht in den §§ 34 ff. davon aus, daß das Gefinde niemals einen Anspruch auf Weihnachtsgeschenke hat, und daß es der gute Wille der Herrschaft ist, ihm solche Geschenke von Fall zu Fall zu bewilligen. Der Gedanke des § 36 ist nun der, daß, wenn dem Gefinde schon Weihnachtsgeschenke gegeben sind, diese auf den Lohn angerechnet werden können, wenn der Dienstvertrag im Laufe des Jahres durch Schuld des Gefindes wieder aufgehoben wird. Das Gesetz will also ganz allgemein verhindern, daß das Gefinde Geschenke, auf die es einen rechtlichen Anspruch nicht hat, behält, wenn es den Dienst verläßt, und macht dabei keinen Unterschied mit Rücksicht auf die etwaige Dauer des Dienstverhältnisses. Geht man hiervon aus, so heißt „während eines Dienstjahres“ nichts anderes als „während des jedesmaligen Dienstjahres“, was auch dem Sprachgebrauch durchaus entsprechen würde. Aus dem Grundgedanken des Gesetzes folgt auf keinen Fall, daß das Gefinde im ersten Dienstjahre wegen der Geschenke anders gestellt sein soll als im zweiten und in den folgenden.

Eine schwere Strafe für Fälschung eines Stammviehzuchtsregisters erhielt nach einem Bericht des Vereinsblattes des landwirthschaftlichen Hauptvereins für Ostpreußen ein Landwirth und früherer Stammviehzüchter in Tergast. Das Amtsgericht Emden

verurtheilte ihn wegen Betrug und Fälschung der für die Stammviehzucht vorgeschriebenen Geburtsregister zu 14 Tagen Gefängnis, 50 Mk. Geldstrafe und Tragung sämtlicher Kosten. Der Ausschluß des Verurtheilten aus dem Stammviehzuchtverein und Lösung seiner Tiere in dessen Büchern war die fahungsgemäße Folge seines Vergehens. Möge die harte, aber gerechte Strafe als abschreckendes Beispiel wirken.

**Wie soll ein gutes Milchcutter beschaffen sein?** Ein gutes Milchcutter soll von einer mit feinen dichten Haaren besetzten Haut umgeben sein. Bei guten Milchcuttern beobachtet man oft, daß die Haut am Cutter und im Spalt wie mit Kleie bestäubt und fettig ist. Dies deutet auf starke Entwicklung der Hauttalgdrüsen, womit eine gute Entwicklung der Drüsensubstanz im Cutter selbst in Verbindung steht, so daß dies ein gutes Milchcutter ist. Ebenso läßt die gute Entwicklung von Afterzügen auf reichliche Drüsensubstanz schließen, wenn auch viele gute Milchcutter keine Afterzügen haben. Neben gut entwickeltem Milchcutter sind geschlängelte Milchadern ein gutes Zeichen. Der Milchspiegel ist ohne Bedeutung.

**Einfluß der Wärme auf Bruteier.** Nach den Untersuchungen des französischen Forschers Ch. Féré ist die günstigste Brütetemperatur 37–38° C. Wird die Temperatur im Brutofen erhöht, so entwickeln sich weniger Eier zu Küken, so bei 39° nur noch 38 Proz., bei 40° sogar nur noch 12 Proz. Die gleiche mangelhafte Entwicklung ergab sich auch bei einer Erniedrigung der Temperatur; so schlüpfen bei 36° nur noch 60 Proz., bei 35° nur noch 56 Proz. und bei 34° nur 42 Proz. Küken aus. Weiterhin ergab sich, daß bei niedrigen Temperaturen sich die Brütezeit verlängerte und bei der richtigen Temperatur von 37–38° die Eier sich am widerstandsfähigsten gegen äußere schädigende Einflüsse erwiesen.

## Anzeigen.



Zum Verspritzen der Obstbäume, Beeten, Kartoffeln etc. empfehle ich meine neue patentantlich geschützte

**Universal-spritze.**

Dieselbe eignet sich durch die auswechselbaren Mundstücke auch als Garten- und Feuerspritze. Prospekt portofrei.

Gustav Drescher Halle a. S.,  
Aussch. Reichshofstr.

**Alle Anzeigen,**

welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemäßer Weise für sämtliche Zeitungen besorgt von dem

**Special-Annoncen-Bureau**

für landw. Anzeigen

**Otto Thiele,**

Berlin SW.,  
Hernburgerstrasse 3.

Bisher über 75 000 St. versendet!

Taus. Nachbestell. von Gutserwalde, landw. Vereinen etc. bewiesen, dass uns. Fabrikate sich in allen Kreisen allgem. Beliebtheit erfreuen, da wir nur reelles, tadelloes, dauerhaftes Fabrikat liefern. Wir empfehlen uns. Garantie der Zurücknahme, falls nicht vollkommen entsprechende sollten, uns. berühmten, sog.

**Militär.**

**Pferde-Decken**

dick, weich, warm wie Pelz, in dunkelbraun: || in dunkelgrau: Größe 150 x 180 cm | Größe 140 x 190 cm Pferd vollständig bedeckend, mit breiter Bordüre und ringum benäht, nur Mk. 4.25 pro Stück.

**Engl. Sport-Doppeldecken** goldgelb oder erbsgrün, extra gross, 160 x 205 cm, mit herrlicher Bordüre ringum benäht, pro Stück nur Mk. 6.25.

**Kl. Posten „Wollach's“** in Original Naturfarbe, dunkelgrau, mit Pracht-Bordüre, extra schwer und besondere Größe, 180 x 205 cm, unverwundlich, jedoch nur so lange der Vorrath reicht, pro Stück Mk. 8.50.

Versandt gegen Nachnahme.  
**H. L. E. Schubert**  
Wolldecken-Fabrikate  
Dresden-A., Circusstrasse 24.

Druck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.